

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 10

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 17
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

Auf der untersten Stufe blieb sie stehen, öffnete ihre Handtasche, entnahm ihr Lippenstift und Spiegel und nahm einige flinke Retuschen vor. Dann schloss sie die Tasche einem klickenden Gräusch und lächelte Martin erneut sehr freimütig zu. Ratlos starrte er sie an. Sie schritt weiter, wiegend und wippend, eine vollendete Hüftenschwenkerin — und er starrte ihr nach wie ein Bursche vom Lande, der auf dem Jahrmarkt im Panoptikum zum erstenmal jenes verführerische, kaltblütig lächelnde Weib erblickt, das auf einer goldenen Fruchtschale das Haupt des Holofernes trägt. Und sie wandte sich nochmals um, lachte ihm unmissverständlich zu, ihn gleichsam anfeuernd, und da der Martin immerhin einem anderen Netz zappelte, wandte er sich fast erschrocken ab und blickte wieder auf das Portal, verlegen und befangen, als hätte er sich auf einer Untreue ertappt.

Die fromme Juno zuckte kaum merklich mit ihren schönen Achseln und wippte der Zahnradbahn zu.

Simone blieb beunruhigend lang in der Kirche oder dann dehnten sich ihm die Sekunden zu Minuten. Er näherte sich wieder dem Portal und spähte hinein. Sie kniete noch reglos am gleichen Platz. Er ging verwundert und ein wenig ratlos zur Brüstung zurück. Es eilte ja nicht, aber jede Sekunde, die er nicht mit ihr verbringen konnte, schien ihm verschwendete Zeit. «Vielleicht schliesst sie ihren Papa so lange in ihr Gebet ein», überlegte er, «doch wozu?» Ihm schien, dieser Mann sei für Gott verloren, da half kein Flehen und kein Bitten mehr; er suchte Gott im Vergessen, im Alkohol... Uebrigens hatte er endlich am Nachmittag seiner Mutter eine Ansichtskarte geschrieben, eine, die den Alten Hafen mit seinem Bootsgewimmel und dem Wald der Maste zeigte. Es war höchste Zeit gewesen, denn zu lange hatte er ihr nicht geschrieben und sicherlich erwartete sie täglich mit Bangen den Briefträger.

Er hatte sie beschwindelt, genau nach ihrem eigenen Rezept; dass er sich wohlbehalten in Marseille befinde und vorläufig zu bleiben gedenke. Sie dürfe unbesorgt und guter Dinge sein. Einen etwas übertriebenen, allzu zuversichtlichen und munteren Ton hatte er angeschlagen. Hätte er ihr denn die nackte Wahrheit schreiben dürfen? Nur um sie zu beruhigen, ihr Angst einzuflössen und neue Kümernisse zu bringen?

Günter Frank hatte erneut seine Segeltuchtasche in Verwahrung genommen und den Weg zum Nachtsyl eingeschlagen, und wieder wollten sie sich am kommenden Morgen an ihrem Treffpunkt auf dem Quai des Belges finden.

Der Versuchung, sich noch Zigaretten zu kaufen, hatte er nicht widerstehen können. Blaue Gauloises waren es! Die Hälfte machte er Frank zum Geschenk. Und jetzt erinnerte er sich wieder an die Gauloises, er griff unverzüglich in die Tasche und zündete sich eine an. Die Zigaretten, bildete er sich ein, waren so lebenswichtig wie das Brot, und obgleich er sich vorgenommen hatte, nur das Notwendigste zu kaufen und jeden Franc mindestens dreimal mit Bedacht zu drehen, bevor er ihn ausgeben würde, wunderte er sich mit Missvergnügen über seine mangelnden Willenskräfte. Es war doch wieder die alte Geschichte! Jeder Lockung musste er wie unter einem magnetischen Zwang nachgeben. Er hatte sich nämlich auch geschworen, höchstens drei Zigaretten im Tag zu rauchen, morgens, mittags und abends eine, und nun paffte er schon die vierte mit einem geradezu unverschämten Vergnügen. Die Ausgabe für die Zahnradbahn hatte er sich sparen können, denn Simone zog es vor, doch zu Fuss zur Notre-Dame de la Garde hinaufzuwandern.

Sie war von Anfang an sehr vergnügt gewesen, ja eigentlich sogar übermütig und ausgelassen wie ein Füllen auf der Frühjahrsweide. Doch im Handumdrehen war sie wieder verwirrend ernst

und nachdenklich. Er ahnte auch nicht, dass sie von den zwiespältigsten und widerstrebendsten Gefühlen befallen wurde. Sie war kein Schulmädchen mehr und wusste, wie problematisch ihre Zuneigung war, wie fragwürdig, wie aus dem Zufall wachsend. Wie sehr auch sie verwirrend. Was würde daraus werden. Warum war sie der Lokung so leicht erlegen? Sie hatte sich wieder schön gemacht! Eine neue Verwandlung bezauberte ihn; es war Simone und doch wieder eine andere. Sie trug ein marineblaues Kleid mit einem breiten Umlegekragen, das ihr sehr gut stand, ihre blühende Jugend noch unterstrich und hervorhob. Und wie bezaubernd schmiegte sich der leichte Stoff, dieses schlichte Kleid mit den weissen schmalen Streifen, um ihren schlanken Körper!

Zum Glück war Martin beim Coiffeur gewesen, der ihm die vier Francs erbarmungslos abgeklopft hatte. Sein Hemd war ebenfalls sauber, ziemlich sauber sogar, und das schmutzige hatte er zusammengerollt und in die Segeltuchtasche gestopft. Seine Hose hatte er tüchtig gesäubert, die Schuhe mit Zeitungspapier gereingt und ihnen nicht ohne Mühe einen gewissen Glanz aufgezungen. So durfte er sich doch sehen lassen und an Simoneseite gehen, ohne sich zu schämen.

Endlich trat sie aus dem Portal. Sie lachten sich freundlich bewegt zu, als hätten sie sich lange nicht mehr sehen dürfen.

«Verzeihen Sie, Martin! Hat es zu lange gedauert?»

«Oh, nein!» Er blickte sie stumm bewundernd an. Er hätte ihr gern gesagt, wie schön und fremdartig, wie unendlich begehrenswert und lieb sie sei, aber diese Worte versagten sich ihm.

«Waren Sie denn nicht in der Kirche?»

«Doch, schon ... ein Weilchen ...»

«Sie haben nicht gebetet?»

Diese Frage hatte er nicht erwartet und sie brachte ihm neue Verlegenheit. Er suchte nach einer einleuchtenden Antwort. «Nein, ich habe nicht gebetet, habe mich nur ein wenig umgesehen, die Kirche ist sehr prunkvoll — zu prunkvoll für meinen Geschmack», er lachte, «aber sie hat mir grossen Eindruck gemacht.» Er sagte diese Worte ohne Ueberzeugungskraft, und nach einer kleinen Pause, als sie ihn unverwandt fragend anblickte, fügte er hinzu: «Sie müssen wissen, Simone, das ist so ... ich bin doch Protestant.»

«Ohla!» Sie war überrascht und er glaubte sogar zu sehen, wie ihre dunklen Augensterne sich veränderten.



«Um jetzt bei der Wahrheit zu bleiben: ich bin ein schlechter Protestant, eigentlich nur dem Namen nach ... Wahrscheinlich bin ich Gott davongelaufen ... oder mir ... der Kirche auf jeden Fall!» Und ein wenig unwillig, weil er plötzlich Fragen beantworten sollte, die sich so leicht nicht beantworten lassen: «Das sind ja nur Worte! Reden wir doch von etwas anderem.» Es bildeten sich Runzeln auf seiner Stirn; niemals hätte er sich träumen lassen, dass diese ersehnte Stunde ein religiöses Bekenntnis von ihm fordern würde.

«Ich verstehe Sie gut, Martin», sagte Simone mit dem Ernst eines jungen Mädchens, das in Wirklichkeit nicht verstanden hat, aber gern verstehen möchte. «Die Protestanten müssen Gott immer wieder davonlaufen, damit sie ihn finden können — wir können nicht davonlaufen. Ist es nicht so?»

«Nein», er musste lachen, «ganz so ist es wahrscheinlich doch nicht, das heisst, ich weiss es nicht,

vielleicht haben Sie recht . . .» Er wurde unvermittelt ruppig. «Mit Mädchen kann man nicht über solche Fragen diskutieren, Frauen verstehen das nicht.»

«Tiens, tiens», Simone blickte ihn gross an. «Aber jetzt sind Sie doch einfach eingebildet, Martin! Und ungalant. Nein, das ist ja zum Lachen! Ich diskutiere mit meinem Vater über alle diese Dinge und mit Ihnen soll ich nicht darüber reden können! Bin ich denn ein Gänschen?» Sie war beinahe ernstlich entrüstet.

«Nein nein! Bitte, Simone, zürnen Sie nicht! Sie haben mich schlecht verstanden, ich habe mich ungeschickt ausgedrückt», lenkte er ein, «ich wollte doch eigentlich nur sagen, dass man über solche Dinge nicht zwischen Tür und Angel zu einem Ziel kommt. Simone, verzeihen Sie, wir wollen doch nicht streiten!»

Sie lächelte. «Ja, wir sind sehr dumm. Ich habe übrigens auch für Sie gebetet», sagte sie fast ohne Uebergang.

«Für mich?»

«Aber ja! Warum nicht? Auch für Papa habe ich gebetet und für Mama. Das muss sein. Papa ist wie Sie auch Gott davon gelaufen . . . Kommen Sie, gehen wir!» Sie schritt ihm voran, wieder auf dem Weg zurück, den sie gekommen waren.

«Sie haben für mich gebetet?» begann Martin nochmals verblüfft, obschon er doch dieses unerquickliche Thema gern begraben hätte.

«Gewiss, ich wünsche doch, dass es Ihnen gut geht, dass Gott Sie beschützt. Notre-Dame de la Garde ist nicht nur den Seeleuten geweiht, sie beschirmt alle Menschen.»

«Ja, den Schutz des Himmels könnte ich eigentlich oft brauchen und vielleicht habe ich ihn», dachte Martin, «wie würde sie mein Abenteuer von gestern nacht auslegen? Als Fügung Gottes? Hatte Gott ihm diesen Halunken, Mörder oder Zuhälter geschickt?» Er blickte sie dankbar an und sagte: «Wie schön wäre das, wenn Ihre Fürbitte erhört würde!»

«Sie dürfen nicht spotten, Martin», sagte sie leise, und dann blickte sie ihn mit ihren grossen, dunkelglänzenden Augen eigentümlich an, so sehr warm und bewegt, «ich bin vielleicht töricht, dass ich Sie in mein Gebet eingeschlossen habe, vielleicht ist es sogar dumm in Ihren Augen (Martin hob abwehrend seine Hände), aber eine Betschwester bin ich doch nicht, ich bin einfach Katholikin, was wollen Sie! Und wir Menschen müssen doch jemand haben, der über uns steht, an den wir uns in der Not wenden können . . . Ach, ich

kann Ihnen nicht sagen, was ich fühle! Sie müssen es spüren, Martin!»

Sehr eindringlich sagte sie das und sie war rührend in ihrer Beredsamkeit. Martin glaubte sie zu verstehen, glaubte zu spüren, was in ihr vorging, aber er fand nicht die Worte, die er suchte, gleichsam wie im Finstern, wie durch Höhlen tappend. Das Leben schien ihm oft so einfach und klar, doch kaum hatte er das gedacht, wurde es wieder äusserst kompliziert und völlig unbegreiflich.

«Nein, Simone, Sie sind doch nicht töricht! Ich verstehe Sie gut, nur . . . diese Gedanken sind eben ungewohnt für mich.» Er wollte noch sagen, dass er aus einer anderen Welt komme. Es war ja auch sehr verwirrend für ihn, dass sie sich über religiöse Fragen unterhielten, sich ereiferten; alles andere hatte er vielleicht erwartet, nur das nicht, und dann wurde ihm mit einemmal deutlich, dass Simone überhaupt ein ganz anderes Mädchen war als die anderen, die er bis jetzt kennen gelernt und oft zu wohlfeil kennen gelernt hatte. Sie war nicht albern, forderte nicht Anzüglichkeiten heraus, sondern dämpfte im Gegenteil jene Wünsche, die sonst immer zuvorderst gestanden hatten, wenn er ein Mädchen kennen lernte.

21.

Mit der einbrechenden Dämmerung kamen sie in eine Gegend, die Martin völlig unbekannt war. Ueber einen Treppenweg waren sie gegangen und dann hinter dem Kalkfelsen der Notre-Dame de la Garde in ein fast ländlich geruhames Viertel gekommen. Er glaubte zwar schon viele Wochen in der lärmigen Stadt zu verbringen, wenigstens bildete er sich das ab und zu ein, und doch waren es nur Tage. Diese wenigen Tage aber hatten ihm einen Ueberfluss von Eindrücken und Bildern gebracht, die er unersättlich aufnahm und speicherte mit der Lebensgier und der Aufnahmefähigkeit seiner Jahre.

Simone hatte den verlockenden Vorschlag gemacht, dem Meer entlang bis zum Château Borély hinauszuwandern; es war ein ziemlich weiter Weg, doch sie konnten ja dann über die Avenue du Prado mit der Strassenbahn zurückfahren. Freilich, um zehn Uhr sollte sie schon zu Hause sein — die Zeit war so grausam flüchtig.

Ein beglückendes Wissen erfüllte sie beide, als sie im Gleichschritt durch die schnell eindunkelnden Strassen schritten. Ihre Worte waren eigentlich nur die Diener ihrer Gefühle, die Worte zu

ihrer inneren Melodie, und wie oft sind die Worte eines Liedes überflüssig! Das Wissen kam von innen, und wie mit unsichtbaren elektrischen Strömen fühlten sie sich verbunden, kaum messbaren Strömen und doch von bezwingender Gewalt. Und dieses innere Wissen schien in ihnen schon immer geschlummert zu haben, als wäre es immer da gewesen und habe nur auf Erfüllung gewartet. Die Worte konnten oft verwirren, und doch musste man sie haben — die Worte wie den Klang der Stimme und alle die geheimnisvollen Wesenszüge, die uns zu einem geliebten Menschen hinziehen mit unwiderstehlicher Gewalt. Dazu gehörten auch die Gesten, der Austausch banaler Wahrnehmungen, die doch immer wieder den Glanz des Ungewöhnlichen empfangen. Und wie wunderbar war es, in der blauen Dämmerung zu gehen, an fremden Gärten vorbei, an Villen und schlossartigen Gebäuden, die verborgen hinter Baumgruppen lagen, an Häusern, die unbewohnt schienen; an Menschen, die ausruhend vor ihren Türen sassen und plauderten oder friedsam schweigend den schönen Abend genossen. Die Mädchen und Burschen kicherten und lachten; in einer Schenke standen Männer an der Theke und ein altmodisches Grammophon hustete gleichsam einen kindlich-idiotischen Schlager aus seinem Lautsprecher.

Der Himmel wurde zusehends dunkler, vereinzelt leuchteten die Strassenlaternen, und da und dort erhellten Lichter die Fensteröffnungen, aus denen Stimmen, Scheltworte, Kindergeschrei, Mädchengeträller und Radiomusik drangen. Es war ein Abend wie unzählige andere, erfüllt von den alltäglichen Lauten und Geräuschen, ein Abend im ziehenden Fluss der Zeit, ein Abend voll Süsigkeit und Duft und nichts war alltäglich für die Sinne der Liebenden; alles stand im Zeichen des Ausserordentlichen ihrer Zweisamkeit, ihrer Verzauberung.

Simone hatte ihm wieder von ihrem Vater erzählt, den sie trotz allem liebte und bewunderte, und von ihrer Mutter, der stillen und gelassenen Dulderin. Er hatte erfahren, dass sie aus ihrer Mama nicht klug werden konnte und ihr Vater für sie ein Rätsel war. Immer musste sie darüber nachdenken und verstand nicht, begriff nicht warum alles so gekommen war. Sie mussten sich doch geliebt haben, denn um sich für ein langes Leben zu binden, müsse man sich doch stark und innig lieben! Und nun hatte die Kraft dieser Liebe nicht ausgereicht, und manchmal musste sie es bitter spüren, dass nur sie es war, die ihre Eltern noch aneinanderkettete. Was würde geschehen, wenn sie

einmal heiratete? Und wenn sie sich auch einmal dermassen täuschte? Wenn auch ihre Liebe oder die des geliebten Mannes schon so bald ermatten und verkümmern müsste? Entsetzlich erschien ihr dies und unsagbar demütigend. Musste man denn, wenn man den geliebten Menschen heiratete, für die Liebe die Gewohnheit, die Pflicht, die Sattheit und Langeweile eintauschen? Sie suchte nach der Ursache der Leere zwischen ihren Eltern, und diese ahnten nichts davon. Aber sie konnte sie nicht finden. Von solchen unerquicklichen Dingen hatte sie eine Weile erzählt, doch nicht alles ausgesprochen, während sie ziellos durch die abendlichen Strassen gingen. Und Martin war ratlos, weil er nicht wusste, ob sie mit diesen Worten ihr Herz warnte. Immer klarer wurde ihm aber auch, dass Simone in all ihrer Freimütigkeit und unbeschwerten Kindlichkeit doch viel reifer und erfahrener war als er. Und anderes Blut pulste in ihren Adern — vielleicht leichteres und auch schwereres, das Blut ihrer spanischen Mutter und das Blut ihres gescheiterten Vaters. Dinge waren das, die er kaum in Worte zu fassen vermochte, die ihn nur eigentümlich beunruhigend erfüllten.

Schliesslich siegte aber doch das Wissen um ihr Zusammensein und die betörende Wirkung des langsam schwindenden Tages. Auf gut Glück liefen sie ihren Nasen nach, in südlicher Richtung und der Küste zu, bis sie auf einmal merkten, dass sie sich verlaufen hatten. Ohne Besorgnis beratschlagten sie und glaubten sich schon in einem anderen Stadtteil zu befinden, als sie im gleichen Augenblick von nicht weit her das Klingeln der Strassenbahn hörten.

«Da unten fährt ja die Strassenbahn!» rief Simone erleichtert. «Wir sind doch auf dem rechten Weg! Das ist die Promenade de la Corniche. Kommen Sie!» Impulsiv ergriff sie seine Rechte, und Hand in Hand eilten sie durch die abfallende Querstrasse und waren im Hui am Meer. Hand in Hand waren sie plötzlich gesprungen, wie Kinder, und erst als sie an der breiten Strandpromenade standen und sich umsahen, jetzt erst schien Simone zu spüren, dass Martin ihre Hand mit der seinen fest umspannte. Sie wollte sie ihm unmerklich entziehen, doch er hielt sie nur fester. Und dann spürte er mit einer jähen inneren Freude ihre Einwilligung. Am liebsten hätte er sie gleich überwältigt in seine Arme genommen, aber sie standen auf dem Trottoir, das von einem Kandelaber störendes Licht empfing, und unter der Lampe schwirrten lautlos die Schwärme der angelockten Insekten. (Fortsetzung folgt)